



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die revolutionäre Gesellschaftskritik in Schillers Jugenddramen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

er also seine Laufbahn durchmessen. Der Poet in ihm war erstorben, und der Gentleman, der Gelehrte und der ausgezeichnete Gesellschafter nahmen nun seine Stelle ein. Als der um drei Jahre ältere Swift mit seiner Tale of the Tub seine litterarische Laufbahn begann, hatte Congreve die seine bereits vollendet. Daher ist von der zweiten Hälfte seines Erdenlebens wenig mehr zu erzählen.

Im Jahre 1725 machte er sein Testament zu Gunsten Henriettens, der Herzogin von Marlborough, unter deren Einfluß er die letzten Lebensjahre zugebracht hat, und 1729 starb er im neunundfünfzigsten Lebensjahre. Seine Freundin feierte ihn mit einem glänzenden Leichenzuge. Die junge, lebenslustige Herzogin erscheint beinahe wahnsinnig in ihrer seltsamen Liebe zu dem alten, körperlich verfallenen Dichter. Es wird erzählt, daß sie eine dem Dichter ganz ähnliche Wachsfigur haben anfertigen lassen, die einen Mechanismus in sich barg, durch den sie nickte, wenn die Herzogin zu ihr sprach. Ärzte mußten die Beine der Figur bepfastern, wie es mit Congreves Beinen geschehen war. Allein auch tiefere Naturen beklagten Congreves Tod. Er muß ein ungemein liebenswürdiger und wohlwollender Mensch gewesen sein und hat es offenbar verstanden, sich mit den widersprechendsten Charakteren zu vertragen. Darum konnte er mit Dryden, Swift, Dennis und Pope, gleichwie mit Addison und Steele lebenslange und innige Freundschaft halten.



Die revolutionäre Gesellschaftskritik in Schillers Jugenddramen



Am 15. April 1784 brachte das Mannheimer Theater die erste Aufführung des bürgerlichen Trauerspiels „Kabale und Liebe.“ Das Stück machte darauf die Runde über die deutschen Bühnen und übte, wie Zelter bezeugt, überall eine „elektrische Macht auf sämtliche Sprudeljugend.“ Mehr noch als die „Räuber“ ist die Tragödie der „Luise Müllerin“ durchtränkt von herber Satire auf die damaligen gesellschaftliche Zustände. Als daher die bergemoch gehäuften Anklagen wider die alten Gesellschaftszustände in Frankreich den Ausbruch der Revolution herbeigeführt hatten, da lag es nahe, auch in den Jugenddramen des schwäbischen Dichters einen Geist zu finden, der den Anzug der großen Empörung ahnen lasse. Diesem Urteil wurde Vorschub geleistet durch ein merkwür-

diges litterargeschichtliches Zusammentreffen. Wenige Tage nach der Mannheimer Aufführung von „Kabale und Liebe,“ am 27. April 1784, war für Paris das große Ereignis die Aufführung der „Hochzeit des Figaro,“ die Beaumarchais allen Hindernissen und Gegenbemühungen zum Trotz endlich durchgesetzt hatte. In diesem Stück aber zeigte sich, nach Napoleons Urteil, die Revolution schon in Bewegung. Elektrisiert und zu stürmischem Beifall hingerissen wurden auch die Pariser bei den witzsprühenden Sarkasmen, womit Figaro seine Ueberlegenheit ins Licht setzt gegenüber dem Grafen, der, um eine bevorzugte und bevorrechtete soziale Stellung einzunehmen, sich eben nur die Mühe zu geben brauchte, geboren zu werden.

Fünf Jahre, und der „Hochzeit des Figaro“ folgte das Pamphlet: „Was ist der dritte Stand?“ Die Revolution hatte ihr Programm ausgegeben. Die Abgeordneten des tiers état zwingen Adel und Geistlichkeit, sich mit ihnen zu vereinigen zu einer Nationalversammlung, die jedes politische Ständeprivilegium auslöscht. In Deutschland interessiert man sich für die Zeitungsnachrichten aus Paris; im übrigen bleibt alles ruhig. Selbst als die gallische Bewegung über die Grenzen flutet und alle Unterdrückten zur Freiheit ruft, läßt sich im gesamten römischen Reiche nur ein einziger Mann von wirklicher Bedeutung verleiten, sich handelnd ihr anzuschließen, der unglückliche Georg Forster. Woher der Unterschied im Verhalten gegen die Revolution, während doch die revolutionären Ideen diesseits und jenseits des Rheins ein ganz übereinstimmendes Echo zu finden schienen? Die Franzosen sind gleich bereit mit einer Antwort, bei der ihre nationale Eitelkeit ihre Rechnung findet: sie allein sind eben ein Volk, das für Ideen zu handeln, für Ideen sich aufzuopfern versteht. Die „Ideen von 1789“ sind vorzugsweise ihr nationales Eigentum; das Banner, worauf geschrieben stand „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit,“ siegreich durch die Welt getragen zu haben, ist ihr unvergänglicher nationaler Ruhm.

So lautet die revolutionäre Legende, welche die historische Wahrheit be- rufen ist auf ihr Maß und ihren durch die Thatsachen gerechtfertigten Inhalt zurückzuführen. Was die sogenannten „Ideen von 1789“ betrifft, so ist es im heutigen Deutschland kaum mehr nötig, darauf hinzuweisen, daß ihnen ein System der Rechts- und Staatsphilosophie zu Grunde liegt, an dessen Durch- arbeitung die führenden Kulturvölker Europas gleichmäßigen Anteil haben. Die Voraussetzungen der Naturrechtslehre enthalten schon alle jene Konsequenzen, welche, als Grundsatz von der unveräußerlichen und unverjährbaren Volks- souveränität zusammengefaßt, in Frankreich die Massen mit dem zur Aktion erforderlichen revolutionären Fanatismus erfüllten. Wollen wir aber bei dem stehen bleiben, was die „unschuldige“ Periode der Revolution an praktisch anwendbaren und probehaltigen Gedanken ans Licht gefördert hat, bei den Ideen, die thatsächlich die Grundlage der neuen, der modernen Gesellschafts- ordnung bilden, so leuchtet sofort ein, daß wir in diesen Ideen nichts andres

vor uns haben, als die natürliche, auf der Grundlage der gegebenen geschichtlichen Entwicklung mit Notwendigkeit erwachsende Staats- und Gesellschaftsphilosophie des selbstbewußten Bürgertums. Das Erstarken des dritten Standes, dessen immer entschlossener sich geltend machendes Rechts- und Selbstgefühl führte in Deutschland und Frankreich zu Äußerungen, die der Natur der Sache nach in wesentlichen Zügen Übereinstimmung aufweisen. Bei näherer Betrachtung freilich wird sich herausstellen, daß diese Familienähnlichkeit zwischen der deutschen und der französischen Opposition des achtzehnten Jahrhunderts bei weitem nicht so groß ist, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Was insbesondere die „revolutionären“ Dichtungen Schillers betrifft und deren Wirkung auf das deutsche Publikum, so dürfte es gerade hier nicht allzu schwer sein, den tiefgreifenden und bedeutsamen Unterschied nachzuweisen zwischen dem, was sich in Frankreich und was sich etwa in Deutschland als revolutionäre Erscheinung kennzeichnen läßt.

Es ist neuerdings in der Literaturgeschichte Mode geworden, Schiller als einen Satiriker zu bezeichnen. Diese Charakteristik ist mindestens sehr mißverständlich. Läßt sich ein Satiriker denken ohne die bestimmt hervortretende Tendenz, in der menschlichen Natur im allgemeinen oder in gewissen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens das Unvollkommene oder Widerspruchsvolle, das Abgeschmackte und Verkehrte, den Unsinn und die Ungerechtigkeit greifbar hervorzuheben und so der Verachtung und dem sittlichen Abscheu ein bestimmtes Ziel zu weisen? Von einer derartigen Tendenz ist Voltaires ganze schriftstellerische Tätigkeit beherrscht. Sie trifft in der Pucelle die christliche Religion, in Candide den Glauben an eine sittliche Weltordnung. Schiller ward durch seinen Dichtergenius zu dramatischer Gestaltung hingerrissen, die Notwendigkeit seiner Natur zwang ihn, Charaktere zu schaffen und deren Handlungen so zu verknüpfen, daß die höchstmögliche Bühnenwirkung erzielt wurde. Diesem aus dem innersten Kern seines Wesens stammenden Gebot war jede andre Absicht bei ihm untergeordnet. Frühzeitig trug der Dichter hiervon das klarste Bewußtsein in sich. Aus Mannheim schreibt er an den Stuttgarter Freund Zumsteg: „Mein Klima ist das Theater, in dem ich lebe und webe.“ Daß das dichterische Schaffen sein innerer Beruf sei, dem er nimmermehr entrinnen könne, haben die Freunde schon an dem angehenden Jüngling wahrgenommen. Friedrich von Hoven berichtet über seinen Mitschüler: „Schillers Hauptneigung geht mit allem Eifer auf die Poesie, und nichts ist im Stande, ihn davon abzubringen.“ Die Natur hatte ihn „zum Dichter verteilt.“ Was wir daher in Schillers Dramen zu suchen haben, ist Poesie und nicht Tendenz. Der Instinkt des genialen Dramatikers trieb ihn, für die poetische Gestaltung die wirksamsten Motive zu suchen und öffnete ihm die Augen, daß er in der ihn umgebenden Erfahrungswelt die seiner Gestaltungskraft gemähesten herausfand. Was ihn am tiefsten ergriff und erschütterte,

das mußte, von der Bühne herab gesprochen, auf ihr dargestellt, auch auf andre die erschütterndste Wirkung ausüben. Dem Charakter Schillers war vor allem Kraft und Größe eigen, ein Streben, das überall kühn sich dem höchsten Ideale zuwandte. Auch wenn seine Jugend nicht in ungewöhnlichem Maße eingengt und bedrückt gewesen wäre, so hätte sich bei solcher Charakteranlage eine gewisse „Bitterkeit gegen die unidealische Welt“ kaum abwenden lassen. Auf dieser Stimmung des Gemütes aber beruht das, was der Darstellung in Schillers Jugenddramen Satirisches beigemischt ist. Ihn, den bürgerlichen und protestantischen Deutschen aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, beherrscht das Ideal freier Menschlichkeit, den Dichter in ihm den Trieb nach dramatischer Wirkung. So greift er denn hinein ins volle Menschenleben, entnimmt, sammelt, vereinigt, was seinen Zwecken dient, und zeigt das Gestaltete in der Beleuchtung seines Ideals.

Nach der politischen Seite hin hatte dieses Ideal bei Schiller ebensowenig wie bei den allermeisten seiner gebildeten Zeitgenossen unter den Deutschen irgendwelche bestimmte und greifbare Form gewonnen. Damit fehlte die Grundvoraussetzung für jede in praktischer Hinsicht bedeutungsvollere Gesellschaftskritik. Zum Einreißen eines politischen und gesellschaftlichen Baues ist nur der Befugte, der überzeugt sein darf, daß zum Ersatz desselben durch einen neuen und bessern Kunst und Kraft nicht fehlen werden. Aber nicht nur das. Schon um zu erkennen, wo und wie weit morsch gewordenes Altes durch neu eingefügtes Bauwerk ersetzt werden kann und ersetzt werden muß, ist der Blick eines kundigen Baumeisters vonnöten, der weiß, wie alles sich zu einem feststehenden Ganzen zusammensügt, und demgemäß Fundament und Tragkraft der einzelnen Teile zu schätzen versteht. Woher wäre dem jugendlichen Schiller solche Wissenschaft gekommen? woher seinem Publikum?

Keine Frage, auch Deutschland hatte viel zu klagen über landesherrliche Willkür; auch in Deutschland litt das Volk unter dem Übermut eines teilweise sittenlosen oder wenigstens der nationalen Sitte entfremdeten Adels. Im Bürgerstande mehrte sich zusehends Besitz, Bildung und Gefühl der Selbständigkeit, aber das Denken blieb durch und durch unpolitisch. Es wurde zwar üblich, von Menschenrechten zu sprechen, aber die Vorstellung davon verflüchtigte sich in wesenlosen Abstraktionen. Über Wert, Wirkungsweise und Entwicklungsgesetze bestimmter Institutionen in Staat und Gesellschaft nachzudenken kam keinem in den Sinn, weder dem Gelehrten noch dem Angelehrten. Bei der „Sprudeljugend“ finden wir ein hurschillos-unreifes Schwärmen für „Freiheit,“ ein Name, unter dem man sich einen Zustand chaotischer Gesetzlosigkeit dachte, der dem kraftgenialischen Gebahren des Individuums möglichst wenig Schranken setzte. Das Ideal war ein Zustand, der, nicht bloß, wie Herrwegh später wünschte, für den Flügelschlag einer freien Seele Raum bot, sondern einen Raum weit genug, um als Brutstätte zu dienen für „Extremitäten und

Kolosse.“ Was diese Jugend im Kopfe trug, war die — in der spätern Burschenschaft teilweise wieder anklingende — Idee, daß ein Heer Kerle, wie der Räuber Moor, aus Deutschland eine Republik machen würde, mit der verglichen Rom und Sparta als Nonnenklöster erscheinen müßten. Das ist nun zwar ein sehr revolutionärer Gedanke, der an Gewaltthätigkeit wenig zu wünschen übrig läßt, aber es ist kein Gedanke, für den kein vernünftiger Mensch seine Haut zu Markte trägt, also auch kein Gedanke, der Revolution macht. Noch weniger leistete dies natürlich der abgeklärte Humanismus einer reifern Bildung, auch wenn er wirklich in Deutschland Veranlassung gefunden hätte, eine gewaltsame Beseitigung zur Ungerechtigkeit gewordener Institutionen zu versuchen.

Das deutsche Bürgertum hält noch heute fest an der Souveränität des Staates und verwirft in seiner großen Mehrheit die Volkssouveränität, der zufolge die allein entscheidende Macht im Staate die jeweilige Mehrheit der darin vereinigten Individuen wäre. Der König ist uns, wie dem großen Friedrich, der erste Diener des Staates, die Revolution betrachtet den Fürsten, da wo sie ihn noch bestehen läßt, als obersten Beamten der Volksmehrheit oder einer aus dem Volke hervorgegangenen, nach demokratischen Prinzipien erwählten und beschließenden Vertretung. Dieser Kern der „Ideen von 1789“ wird von Schillers „revolutionärer Satire“ nirgends auch nur gestreift. Die absolute Monarchie, die rechtliche Stellung des Adels, der Ausschluß der Bürgerlichen von höhern Staatsämtern, kurz, alle die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, deren Beseitigung das Ziel der Revolution in Frankreich war, geben an keiner Stelle die Motive ab, um die dramatische Handlung in Bewegung zu setzen. Der Grund davon ist nicht weit zu suchen. Will der dramatische Dichter Wirkung erzielen, so muß er sich in enger Ideen- und Gefühlsgemeinschaft halten mit seinem Publikum. Die Masse der deutschen Theaterbesucher aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachte ins Schauspiel eine gewisse Disposition mit zu bürgerlich-moralischer Entrüstung über Unzuträglichkeiten und Mißstände des sozialen Lebens, von denen man selbst vielleicht mehr oder minder empfindlich berührt worden war. Bei einer willenskräftigeren Jugend mochte die wachgerufene Empfindung auch die Neigung und den Entschluß erzeugen, auf irgendwelche Weise zur Beseitigung des vom Gefühl verurteilten beizutragen. Es handelte sich dabei aber immer nur um einzelne Vorkommnisse und Erscheinungen, wodurch das Rechts- und Selbstgefühl des Bürgerstandes in besonders auffallender Weise verletzt wurde. Und weit entfernt war man, in solchen Vorkommnissen die natürliche und notwendige Folge der bestehenden Rechtsordnung zu erblicken, auf die also das Verwerfungsurteil hätte zurückübertragen werden müssen. Mit biedermännischem Kurzsinn beschied man sich, die Quelle von Sünde und Schuld in individueller Willkür, Verkehrtheit oder Bosheit zu erblicken. Schiller wurde durch seinen aufs All-

gemeine gerichteten Geist allerdings über diesen Standpunkt hinausgetrieben. Soweit er aber dieser Neigung folgte, ließ ihn auch sein Publikum im Stich und wandte sich seinem Rivalen Iffland zu, der mit klugem Verständnis zu berechnen wußte, wohin und wie weit das Oppositionsgefühl braver Bürgerleute ihn zu begleiten geneigt war. Der Herr Amtmann mochte seine Schwächen haben, ja es mochte recht böse Amtmänner geben, aber sobald der Fürst allerhöchstselbst erschien, den Mantel auseinander schlug und den großen Ordensstern auf der Brust zeigte, war alles wieder gut.

Allerdings machen sich die „Räuber“ und noch mehr die verschiedenen dramaturgischen Abhandlungen, die ihr Verfasser zur Erläuterung des „Ungeheuers“ in die Welt sandte, sehr viel mit der „moralischen Weltordnung“ zu schaffen. Diese hat, meint Schiller in einem Aufsatz der „Rheinischen Thalia“, den Verfasser der „Räuber“ als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Wenn sie es that, so haben wir tausend Zeugnisse dafür, daß die große Masse des Publikums in Deutschland nichts davon merkte. Eine Vermehrung der Meßdiebstähle befürchtete der Leipziger Magistrat von der allzu verführerischen Ausmalung des Räuberlebens. Und es war das nicht etwa nur eine den stadtväterlichen Bedenken prosaischer Rathhausmenschen entsprungene Nachtwächteridee. Nein, der Vater der modernen Dichtung im württembergischen Schwaben, Johann Ludwig Huber, weist in seinen „Lebenserinnerungen“ ebenfalls sehr ernsthaft darauf hin, daß der Versuch zweier Strolche, ihn vor dem Stuttgarter Thor seine goldene Uhr zu entreißen, wohl mit dem Ausfall zusammenhängen möchte, den die „Räuber“ des bei Nacht und Nebel davongegangenen Regimentärmedikus auch in seiner Heimat gefunden hatte. Die kraftgenialische Auflehnung gegen die „sittliche Weltordnung“ — wie sollte die einem Geschlecht verständlich sein, dem es noch gar nicht anders in den Sinn gekommen war, als daß der liebe Gott die Welt regiere, und zwar sehr gut. Eine Satire auf den irdischen Absolutismus der deutschen Landesherren hat erst eine viel spätere Zeit in Schillers Dichtungen hineingelesen. Nur im Vorbeigehen, und ohne sonderliches Gewicht darauf zu legen, mag daran erinnert sein, daß das Land, das dem Dichter die meisten und eindrucksvollsten Züge zu seiner „revolutionären Satire“ lieferte, daß das Herzogtum Württemberg eben dasjenige Land war, von dem Fox im britischen Parlament äußerte, es gebe in Europa nur zwei Konstitutionen, die diesen Namen verdienten, die englische und die württembergische. Von prinzipieller Opposition gegen die absolute Monarchie ist bei Schiller ebensowenig die Rede, als bei seinen Landsleuten und Zeitgenossen, die Publizisten von Beruf waren, bei Christian Schubart und Karl Friedrich von Moser. Diese erkannten übereinstimmend mit ihren liberalen Kollegen im übrigen Deutschland als die eigentliche Reformaufgabe der Zeit die Herstellung eines möglichst selbständigen, sachkundigen und pflichtgetreuen Beamtentums. Ihr Ideal war ein Zustand, wie ihn die zweite Hälfte

der Regierung Friedrich Wilhelms III. annähernd verwirklicht hat. Dieselbe Ansicht spricht sich bei Schiller aus, wo er sie am aufrichtigsten an den Tag legt, in seinem eignen Thun. Wenn er in der Unordentlichkeit des Mannheimer Theaterlebens nach einem äußern Halt suchte, um aufrecht und gesellschaftsfähig zu bleiben, so richteten sich seine Augen in erster Linie immer darauf, von einem regierenden Fürsten einen „Charakter“ zu erhalten, und als endlich am 27. Dezember 1784 vom Herzog Karl August ein Handschreiben eintraf mit der Aufschrift: „Dem Sachsen Weimarischen Rat Dr. Schiller,“ da blickte der Dichter, wie sein Freund Streicher berichtet, um vieles freier und selbstbewußter ins Leben. Beim Abschied von Mannheim schwebte dem Dichter des Posa hauptsächlich der Gedanke vor, in den Diensten eines der sächsischen Fürsten eine Anstellung zu finden, am liebsten als Minister. Nicht Goethe allein hat mit dem Gefühl der herzlichsten Hingebung von „seinem Fürsten“ gesprochen, auch Schiller war, selbst in der stürmischen Zeit seiner Jugend, stets willig es zu thun, wenn ihm nur die Gelegenheit geboten wurde. Seine bürgerliche Opposition gegen den Adel geht ebenso wie die Goethische im „Werther“ durchaus nicht gegen die politische Stellung des Standes, die ja auch in den verschiedenen deutschen Staaten ganz verschieden war, sondern gegen das allgemein unliebsam empfundene „Vorurteil,“ den Hochmut des „von,“ welcher Menschen von einander trennte, die durch innere Bildung wie durch äußere Verhältnisse, oder zum mindesten durch das erstere, einander gleichgestellt oder nahe gerückt waren. In „Kabale und Liebe“ geht der Dichter nicht weiter. Er stattet seine Luise mit dem empfindsamsten Herzen aus, und ein empfindsames Herz hieß damals so viel als die Blüte der Bildung. Die Frage stellte sich demnach so: Warum soll Ferdinand nicht ein gebildetes, aus rechtschaffener bürgerlicher Familie stammendes, von ihm geliebtes Mädchen heiraten? Und die Antwort: Weil sein Vater ein Hochmutsnarr war und der Gesellschaftskreis, in dem er lebte, seinen Dünkel teilte. Um Vorurteile zu zerstreuen, braucht es keine Revolution. Die wirksamste Bekämpfung des leeren Adelswahnes bestand darin, daß ein Staat da war, der um seiner selbst willen jedem Talent und Verdienst freie Bahn zu eröffnen sich bereit zeigte und die Mittel besaß, der von ihm geprägten Auszeichnung öffentliche Anerkennung zu verschaffen. Einen Derfflinger und Scharnhorst ins Feld zu stellen, war eine bessere Bekämpfung junkerlichen Vorurteils, als mit lächerlichen Affektionen sich gegenseitig Citoyen zu tituliren oder aus heiserer Kehle *Ca ira, les aristocrates à la lanterne!* zu brüllen.

Wer es verstand, die dem sittlichen sowohl wie dem politischen Gefühl widerwärtigen Züge, die das deutsche öffentliche Leben entstellten, auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen, der hatte diese längst erkannt in der deutschen Zersplitterung und Zwergstaaterei. Das schärfste Wort gegen deren Elend und Elendigkeit hatte als Publizist derselbe Mann gefunden, der als Feldherr

mit seinem scharfen Schwerte die Bahn brach, die dereinst zur endgiltigen Besiegung des Jammers führen sollte, Friedrich II. Politische Satire großen Stils durchzieht die ganze Bändereihe seiner Werke. Und mit genialer Sicherheit weiß diese Satire den wunden Punkt zu treffen. Die unumschränkte Monarchie, im deutschen und in Friedrichs Geist erfaßt, war kein Schaden der Zeit, sie war eine segensvolle geschichtliche Notwendigkeit, und Reform der Verwaltung, nicht Beschränkung der Königsgewalt war das Ziel der aufgeklärtesten Patrioten beim Ablauf des Jahrhunderts. Derjenige Adel, der, wie der französische, durch Dünkel und Viederlichkeit das Vernichtungsurteil heraufbeschwor, saß an den Höfen der geistlichen und Duodezstaaten; mit diesen mußte auch er verschwinden. So hatte denn Deutschland ebenfalls seine revolutionäre Idee, eine Idee so berechtigt wie nur eine der „neufränkischen“ von 1789, so umfassend und tiefgreifend in ihrer weltgeschichtlichen Tragweite, aber eine Idee von nationaler Besonderheit: die Vernichtung der Zwergstaaterie und der alle Sünden der weltlichen Duodezstaaten noch übertretenden geistlichen Herrschaften.

Niemand aber dachte daran, für die Durchführung dieser Idee die entfesselte Volkskraft in Anspruch zu nehmen. Dem lebendigen Staat wurde die Aufgabe überlassen, mit den toten Staatsformen aufzuräumen. Um das Jahr 1789 war im ganzen deutschen Bürgertum keine Faser revolutionär, aber wärmer denn je erglühten die Herzen für die Gedanken des Fortschritts. Fester denn je stand der Glaube an die siegreiche Macht der Ideen. Wo dem Gedanken freie Bewegung verstattet war, da hielt man den Sieg der Vernunft und Gerechtigkeit für gesichert, für unausbleiblich. Dem Dichter des „Don Carlos“ bleibt der Ruhm, in monumentaler Prägung für seine Nation das Wort der Epoche ausgesprochen zu haben: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ Der Accent war der des Poeten und des Mannes, der Unterdrückung gelitten hat. Der Denker, Friedrichs Unterthan, bekennt sich zu demselben idealistischen Glauben, aber er spricht ihn aus mit dem Tone des stolzen Bewußtseins, daß für ihn die Gedankenfreiheit nicht Sehnsucht, sondern Wirklichkeit ist. Das Bewußtsein einer gesicherten Grundlage für jeglichen Kulturfortschritt ist es, das in den Worten des Alten vom Königsberge sich ausspricht: „Wenn denn nun gefragt wird: leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung.“ Aufklärung war nach kantischem Begriff das Heraustreten der Menschheit aus selbstverschuldeter Unmündigkeit, das allmähliche Abstreifen des „Unvermögens, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen.“ Den Schritt zur Mündigkeit zu thun, erachtete Deutschlands tiefster Denker als die nächste Aufgabe der Kulturentwicklung für alle, die am Fortschritt der Menschheit lebendigen Anteil hatten. Aber er gedachte diesen Schritt zu thun mit seinem König, nicht im Widerspruch gegen das Königtum. Wenn die Natur, so sagt Kant

ganz im Sinne aller damaligen geistigen Führer seiner Nation — wenn die Natur den Keim, für den sie am zärtlichsten sorgt, nämlich den Gang und Beruf zum freien Denken, entwickelt hat, so wirkt dieser allmählich zurück auf die Sinnesart des Volkes, wodurch dieses der Freiheit zu handeln nach und nach fähiger wird, und endlich auch sogar auf die Grundsätze der Regierung. „Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnstüchtiger oder herrschstüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurteile werden, ebensowohl als die alten, zum Leitbände des gedankenlosen großen Haufens dienen.“

Im Glauben an die durch geistige Bildung und Aufklärung zu vollziehende friedliche kosmopolitische Umwälzung begegneten sich mit Kant, mit Schiller und Goethe alle Auserwählten unsers Volkes. Dieser Glaube verleiht den deutschen „Ideen von 1789“ ihr Gepräge, wie die Revolution jenseits des Rheins ihren tiefsten ideellen Stützpunkt fand in dem Glauben an die Charaktergüte und die unfehlbare politische Vernunft der Volksmassen. Wenn die Deutschen seitdem gelernt haben, die Einseitigkeit zu erkennen, die dem Idealismus unsrer Väter zu Ausgang des verflochtenen Jahrhunderts anhaftete, so haben sie andererseits sich niemals veranlaßt sehen können, ihren Glauben an Fortschritt durch Bildung jenem Ideal zu opfern, das, unter dem gleißenden Namen der Souveränität des Volkes angepriesen, doch in keinem unsrer großen europäischen Kulturstaaten wahre Freiheit zu begründen vermocht hat.



Aus Österreich.



er arme Kaiser!“ Dieser Ausruf ist in den letzten Tagen gewiß millionenfach ertönt. Überall, wo die Empfindung sich natürlich, ungeschminkt äußerte, galt ohne Zweifel das herzliche Bedauern vor allem dem Fürsten, dem das Geschick immer aufs neue die herbsten Prüfungen auferlegt. Der Person des Kaisers wird von allen Völkerschaften, allen politischen und kirchlichen Parteien so wahre und warme Sympathie entgegengebracht, daß die menschliche Teilnahme zuerst alle Erwägung der Folgen des erschütternden Ereignisses für das Allgemeine zurückdrängen mußte. In um so peinlicherem Gegensatz zu dieser Stimmung stehen mancherlei öffentliche Kundgebungen. Ein Teil der Presse benahm sich